

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Theinert, A.: Schuld und Sühne

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Zeit. Das ganze Besitztum Mahmuds ist von der Erde vertilgt, die Gebäude sind verbrannt, die Pflanzungen zerstört, die Frauen alle fortgeführt . . .

Da, wie sie so hocken und sich erzählen, sehen sie, wie die Straße entlang ein Kamel daherkommt. Es ist lahm und wird geführt. Wer aber führt es? Mahmud schaut und schaut — es ist wirklich und wahrhaftig Djemileh, die das Kamel führt! Es hat sie beide niemand haben wollen.

Mahmud ben Chalet ist bald darauf in den Dienst des Kaufhauses Mohamedally-Ceradji getreten; er besorgt die Anfuhr und Abfuhr der Güter, und zwar mit seinem lahmen Kamele. Sein Sohn Neddin hilft ihm dabei in getreulichster Weise, ob er auch ein wenig schielt und obenein bucklig ist. Und eine bessere Frau gibt es in ganz Arabien nicht, als Djemileh, hat sie auch den bösen Fleck auf der linken Wange. —

Mahmud ben Chalet aber war noch zu keinen Zeiten so zufrieden, so glücklich und so reich . . .

Schuld und Sühne.

Aus dem Nachlaß eines Verstorbenen.

Von A. Theinert.



Schon als Knabe verwaist, gut geschult, aber vermögenslos, hatte ich frühzeitig lernen müssen, mich zu tummeln. Mein Streben war in die Ferne gerichtet, in der Fremde sollte das Glück erjagt werden, und als ich, zweiundzwanzig Jahre alt, die Heimat verließ, in England eine mir dort gebotene Stelle anzutreten, erschien mir die Zukunft in rosigem Lichte.

Zwei Jahre später war das Licht erloschen.

Einer schweren Versuchung unterlegen und wegen Unterschlagung zu sieben Jahren Deportation verurteilt, war ich 1846 an Bord eines alten Seglers unterwegs nach Vandiemensland in Gesellschaft von hundert und etlichen, gleich mir, von der strafenden Nemesis Creilten.

Ueber das Hölleleben auf dem Schiffe will ich schweigen. Wochenlang war ich krank und so elend, daß ich den Tod ersehnte; doch ich erholte mich noch vor dem Ende der langen Fahrt und galt als Rekonvaleszent, als der „Delphin“ im Deventflusse ankerte.

Das Angebot von Zwangsarbeitern überstieg die Nachfrage, und da ich, auch nachdem wir gelandet, immer noch schwächlich war, wurde ich bei der ersten Auslese übergangen und im Sträflingsdepot zurückgehalten.

Das erste Jahr ging vorüber, ich weiß kaum noch wie, dann kam auch ich an die Reihe, überwiesen, an einen freien Kolonisten vermietet zu werden. Ich freute mich auf den Wechsel. Arbeit scheute ich nicht, und die vergleichsweise Stille des Buschlebens mußte reinigend wirken nach der schmutzigen Kameradschaft, der ich mich nicht hatte entziehen können.

Mister Alfred Seymour auf Mangana — ich hatte schon von ihm gehört, hatte ihn auch einmal gesehen, als er an uns mit Straßenausbesserung beschäftigten Sträflingen vorbeiritt. Das edel geschnittene Gesicht, die vornehme Haltung, der leuchtende Blick der blauen Augen, die ganze Erscheinung des Mannes hatten mir imponiert. Unverkennbar ein Gentleman. Daß er verächtlich auf uns herabschaute, wer hätte es ihm verdenken können!

Der also sollte mein Herr werden. Es war ja an sich schon eine unschätzbare Wohltat, nicht mehr allabendlich zwischen die Gefängnismauern zurück zu müssen, aber daß ich gerade für Mangana bestimmt worden war, erschien mir als eine besondere Gunst des Schicksals und ließ mich mit einem Gefühl der Erleichterung, wie es mir lange fremd gewesen, dem Ziele zu marschieren.

Seymour's Residenz hielt die Mitte zwischen der primitiven Stationsanlage und der fertig ausgebauten Heimstätte. Die Ansiedlung lag, von Buschwald eingegrenzt, auf windgeschützter, sonniger Halbe des Huontales. Mich dünkte es ein kleines Eden.

Da ich für wirklich schwere Arbeit immer noch nicht zu verwenden gewesen wäre und an weiblichem Dienstpersonal in jenen Tagen großer Mangel in der Kolonie herrschte, wurde ich dem Küchendeartement zugeteilt.

Eine leichte Aufgabe war es nicht, Mister Seymour zufriedenzustellen; das merkte ich in den ersten Tagen schon. Mein Herr hatte ein hitziges Temperament und eine scharfe Zunge; wenn ich ihn aber in Gesellschaft seiner hübschen jungen Frau, im Kreise von Freunden oder sonst in einer Situation zu beobachten Gelegenheit hatte, in der er nicht den Gebieter über Strafarbeiter herauskehrte, nahm mich sein lebenswürdiges Wesen leicht gefangen. Mit Bitterkeit erfüllte mich manchmal der Gedanke, daß, wäre ich nicht der Versuchung erlegen, ich, meiner Erziehung und Bildung nach, an dieses Mannes Tische als willkommener Gast hätte sitzen können.

Seymour bekannte sich unumwunden zu der von den meisten freien Kolonisten gehegten und im allge-

meinen auch wohl berechtigten Ansicht, daß von einem Deportierten nichts Gutes zu erwarten sei, daß man keinem Vertrauen schenken dürfe und daß einzig die Furcht vor der Peitsche einigermaßen brauchbare Kreaturen aus solchem Gestindel machen könne. Ich hörte ihn einmal in solchem Sinne gegen seine Frau sich äußern und nahm mir heilig vor, ihn dahin zu bringen, Ausnahmen gelten zu lassen.

Eine Weile vermeinte ich auf dem Wege, den ich mir vorgezeichnet, vorwärts zu kommen, mußte mir aber schließlich eingestehen, daß mein Streben fruchtlos blieb. Je mehr ich's mir angelegen sein ließ, meine Pflicht zu tun, um so mehr hatte ich unter Seymours Laune zu leiden. Wahrscheinlich glaubte er, ich wollte mich nur bei ihm einschmeicheln und mein Eifer sei eitel Heuchelei. Sicher ist, daß, so streng er auch gegen die andern Sträflinge sein konnte, er doch nie geflissentlich darauf ausging, sie über irgendeinem Versehen zu ertragen, wie er mir gegenüber das öfters tat. Ich ertrug das alles geduldig und erntete dafür die Verachtung meiner Leidensgenossen.

Nachdem ich die Ueberzeugung gewonnen, daß ich vergebens gehofft, überkam mich eine Art Gleichgültigkeit; mein Empfinden stumpfte sich ab, ich hörte kaum noch, wenn ich ausgehimpft wurde. Wollte das heiße Jugendblut ja einmal überwallen, dann nahm ich mich zusammen und ließ mir nichts anmerken. Ich wußte ja, wie vollständig ich dem Willen dieses Mannes unterworfen war, wußte, daß er mich jeden Augenblick nach dem nächsten Polizeiposten schicken und dort ausspeitschen lassen konnte, auf Grund seiner einfachen Erklärung, ich habe Züchtigung verdient. Eine Besserung meiner Lage in Mangana erwartete ich nicht länger, nur der Gedanke an die spätere Zukunft hielt mich aufrecht. Sieben Jahre sind keine Ewigkeit; ließ ich mir nichts Ernstliches zuschulden kommen, dann durste ich sogar auf eine Verkürzung der Strafzeit rechnen, und diese Chance wollte ich nicht verscherzen.

Monat reihte sich an Monat, und das Leben wurde immer unerträglicher. Die anfängliche Verehrung für meinen Herrn hatte längst schon einem tiefen Widerwillen Platz gemacht, und der Widerwille steigerte sich nachgerade bis zum Haß. Still mußte ich alles in meinem Innern verarbeiten, gegen niemand konnte ich mich aussprechen. Ein einziger Mensch, ein rauher, aber seelenguter Härdenaufseher, hatte stets ein freundliches Wort für mich, aber Donovan war am Murdoch-Creef stationiert und verweilte nur zwei- oder dreimal des Monats einen Tag in Mangana.

Endlich kam die Krisis: durch eine von Seymour mir ohne Anlaß ins Gesicht geschleuberte schwere Beleidigung ließ ich mich zu einer etwas respektwidrigen Antwort hinreißen.

Einen Moment schaute mein Peiniger mich an mit einem gefährlichen, spöttischen Lächeln auf den Lippen, dann schritt er an sein Arbeitspult, schrieb ein kurzes Billett und befahl mir, damit zum Polizeiposten zu reiten.

Lahrer Hinfender Bote für 1912.

„Ich will dir das Leben verleiden, mein Bürschchen,“ hörte ich ihn zwischen den Zähnen marmeln, „du sollst mich noch besser kennen lernen.“

Die Zeit rollte weiter, es wurde schlimmer und schlimmer. Auch der letzte schwache Trost wurde mir genommen; Donovan lebte nicht mehr, er war erstochen worden von Eingeborenen, die die Hütte am Murdoch-Creef überfallen hatten. Der dort stationiert gewesene Sträfling hatte sich in Sicherheit und Kunde nach Mangana gebracht. In der Küche war ich schon längst nicht mehr; man hatte mir härtere Arbeiten zugewiesen.

Ein paar Wochen nach Donovans Ermordung war ich am Waldrande damit beschäftigt, in Zaunpfähle Löcher für die Querriegel zu bohren, als gegen Mittag Seymour, begleitet von seinem Freunde Davis, der die im Bezirkshauptort stationierte berittene Polizeitruppe befehligte, auf dem Arbeitsplatze erschien. Sofort fing er an, mir unverdiente Vorwürfe wegen Faulenzerei zu machen und mich, als ich in bescheidenem Tone Bervahrung einlegen wollte, in einer Weise zu beschimpfen, daß ich meine Selbstbeherrschung gänzlich verlor. Ich tobte wie ein Rajender, ich verfluchte den Mann, der sich's zur Aufgabe gestellt, mich zu martern; unsfätige Worte, wie ich sie im Gefängnis von den verkommensten Verbrechern gehört, sprudelten über meine Lippen.

Eine Weile musterte Seymour, Hohn und Grausamkeit im Blick, mich schweigend, dann rief er, hart auslachend: „Bravo! — Zeigst du dich endlich mal in deinen wahren Farben? — Hast's aufgegeben, den Scheinheiligen zu spielen?“

Hauptmann Davis wandte sich ab; ich hörte ihn flüstern: „Aber Seymour, siehst du denn nicht, daß der Mensch außer sich ist, unzurechnungsfähig?“

Was Seymour erwiderte, verstand ich nicht; mir war's auch gleich, mir war alles gleich, ich kannte keine Rücksichten mehr, ich hatte nur das eine Verlangen, dem so lange eingedämmten Haße die Schleusen zu öffnen.

Warum die häßliche Szene weiter ausmalen; das Endergebnis war, daß ich gefesselt nach dem Polizeiposten transportiert und zu schwerer Arbeit verurteilt wurde, mit Ketten an den Füßen.

Als ich in der ersten Nacht auf der harten Pritsche meiner Gefängniszelle lag, hatte ich nur eine Empfindung: mein ganzes Denken und Fühlen war durch die innere Glut zu einem alles andere verdrängenden Haße zusammengeschnitten. O wie ich ihn haßte! Ich vergaß Schmerz und Abspannung, Elend und Schande über dem heißen Verlangen, ihn zu töten, und über dem qualenden Bewußtsein meiner Ohnmacht, dieses Verlangen zu befriedigen. Kein Gedanke an Recht oder Unrecht. Nicht die leiseste Regung des Mitleids mit meinem Opfer. Kein Abscheu vor dem Morden. Nur die eine Frage: Wie kann das Ziel erreicht, wie der verzehrende Durst nach Rache gelöscht werden?

Während ich alle Möglichkeiten erwog, zuckte es plötzlich in mir auf wie ein Blitz: Und wenn die

Tat vollbracht wäre, was dann? — Der neue Gedanke trat in greifbarer Deutlichkeit vor mich hin wie ein auf dunkeln Grund mit Flammenzeichen geschriebenes Menetekel. — Dann würde ich sein, wogegen ich mich bisher mit jeder Faser meines besseren Selbst gefräubt hatte: ein meiner verruchten Umgebung mit Leib und Seele angehörendes Mitglied; rettungslos, hoffnungslos verloren für alle und ewige Zeiten.

Der Abscheu, den dieser Gedanke mir einflößte, war's, was die Nachgedanken in die Flucht schlug. Ich kniete auf den Boden und betete, betete, wie ich noch nie gebetet, flehte den Weltenlenker an, mich vor mir selber zu bewahren. Lang und hart rangen der gute und der böse Engel um die Herrschaft; es dämmerte bereits, als ich einschliefe, zum Tode ermattet, aber mit Frieden im Herzen.

An den guten Vorsätzen festzuhalten wurde mir nicht leicht. Noch manchmal mußte ich kämpfen, und nicht immer ließen die finsternen Rachedämonen sich verdrängen.

Die nächstfolgenden Monate übergehe ich, ich kann nur mit Schauern daran zurückdenken.

Doch auch diese Prüfung erreichte ihre Endschafft; alles muß ja einmal ein Ende nehmen. Ich wurde zum zweiten Male überwiesen, und diesmal einem Manne, den ich nicht kannte, von dem ich nie etwas gehört hatte. Seine Ansiedlung lag tief im Innern der Insel, in einem wilden Waldgebiete der Arturberge, wo Gibson — so hieß mein neuer Herr — am Craycroftflusse eine Sägemühle errichtet hatte.

Mit stumpfer Ergebung sah ich der Zukunft entgegen; aber schon bei der ersten Ansprache Gibsons ging mir das Herz auf. Er war ein einfacher, ruhiger Mann, dem oberflächlichen Beobachter mochte er rauh erscheinen, ich aber erfuhr bald, daß die rauhe Schale einen weichen Kern umschloß.

Ich erinnere mich noch recht gut, wie ich Gibson, als wir auf dem Wege nach der Ansiedlung im Busch kampierten, am Lagerfeuer meine Lebensgeschichte erzählte, ihm mein ganzes Herz ausschüttete. Er war kein Mann von vielen Worten, es war ihm nicht gegeben, seinem tieferen Empfinden in geläufiger Rede Ausdruck zu verleihen. Als ich geendet hatte, ergriff er meine Hand und schaute mir mit einem unbeschreiblich wohlthuenden Blicke in die Augen. „Ich fürchte, du wirst es nicht leicht finden bei mir,“ sagte er, „ich habe wenig Leute und es gibt viel Arbeit, aber ich will für dich tun, was ich kann. Gute Nacht.“

In meine Decke gewickelt, lag ich noch lange wach, vor innerer Erregung konnte ich keinen Schlaf finden, und ich hatte Mühe, das mir in die Kehle steigende Aufschluzzen zu unterdrücken. Für Gibson würde ich von jener Nacht an freudig meinen letzten Blutstropfen verprüßt haben.

Das Leben am Craycroft war wirklich kein Leichtes, aber nicht schwerer für die Arbeiter als für den Meister. Bei dem hieß es nicht: „Geht und tut's!“ sondern: „Kommt und laßt's uns tun!“ Er war immer der erste, Hand anzulegen, und wenn gelegent-

lich einmal die Proviantvorräte zusammengeschnitten waren, dann entbehrte er gerade so wie wir. Die Zeit auf Gibsons Ansiedlung war die glücklichste, die ich gekannt seit Jahren, und die Monate flogen nur so dahin. Ich fing an, hoffnungsfreudig in die Zukunft zu schauen, vielleicht konnte ich doch noch einmal die Bürde der entsetzlichen Vergangenheit von mir abwälzen. Im äußersten Falle noch drei Jahre, dann würde ich erst einunddreißig sein, noch jung genug, das Leben frisch zu beginnen.



Ich kniete auf den Boden und betete, wie ich noch nie gebetet.

Gibson ermutigte mich in jeder Weise, er behandelte mich als Freund. „Du kannst nach den neuen Kolonien in Port Philipp dich wenden,“ erklärte er mir, „oder nach Westaustralien. Dort bist du unbekannt, und niemand wird danach fragen, was du warst; man wird nur wissen wollen, was du bist. Bietet sich dir gleich anfänglich gute Gelegenheit, das zu zeigen, dann kann's gar nicht fehlen. Nicht etwa, daß ich dich los werden möchte,“ fügte er lächelnd hinzu, „im Gegenteil, ich weiß gar nicht, wie ich's mal machen soll ohne dich.“

Daß ich auch als freier Mann nie daran denken würde, mich von ihm zu trennen, davon wollte Gibson nichts hören.

„Nein, nein, mein Junge,“ sagte er, „gehen mußt du deiner selber wegen. Doch darüber können wir später beraten, wenn die Zeit da ist. Komme ich hier nicht bald besser vorwärts als bisher, dann verkaufe ich den ganzen Kram, und wir beide gründen anderswo eine neue Heimstätte miteinander.“

Es war an einem Märztag, als ich einmal in der Morgenfrühe nach der gute drei Meilen entfernten Ansiedlung unseres nächsten Nachbarn ritt, um ihn zu fragen, ob er uns nicht für ein paar Tage der nächsten Woche einige Foch Ochsen zur

Verfügung stellen könne. Wir hatten viel Holz geschlagen, und unser eigenes Zugvieh war unzureichend, die Stämme so rasch, wie wir sie brauchten, nach der Säge zu schleifen. Auch war eins unserer freilebenden Pferde verschwunden, und ich wollte nachsehen, ob das Tier sich bis zu Hudsons, so hieß der Nachbar, verlaufen hätte. Ich kam ans Ziel bei guter Zeit, traf wegen der Ochsen gespanne ein befriedigendes Abkommen, konnte aber über den vermissten Gaul nichts erfahren. Da es erst wenig über Mittag war, beschloß ich, anstatt direkt heimzureiten, einen Umweg zu machen und mich nach Spuren des Ausreißers umzusehen. Auf dieser Suche verirrt ich mich im „Busch“, gelangte kurz vor Sonnenuntergang auf einen kahlen Hügelkamm und hielt Umschau.

Vor mir lag ein grasbewachsenes Tal mit einem nahezu ausgetrockneten Flußbett in der Mitte. Stromaufwärts trat dichter Wald an beide Ufer heran, stromabwärts trug die Landschaft einen parkartigen Charakter. Ich konnte zwischen den Bäumen durchsehen und gewährte, etwa tausend Schritte von mir entfernt, eine große Parade, auf die ich zuritt.

Ich traf dort niemand als den Stationswächter, von dem ich erfuhr, der Fluß da unten sei der Murdock-Creek und das Land ringsum gehöre dem Mister Alfred Seymour. An den sei er vor einem Jahre überwiesen worden und fünf Monate in Mangana gewesen, aber herzlich froh, von diesem verfluchten Plage hier heraus versetzt worden zu sein, wo der Teufel, der Seymour, nur ganz selten mal auftauche. Der Mann lud mich ein, das Abendessen mit ihm zu teilen, und stellte mir für die Nacht eine der an den Wänden festgezimmerter Schlafspritschen zur Verfügung. Nachdem ich mein Pferd gekoppelt, abgesselt und den Sattel zum Kopfstützen in die Parade getragen, legte ich mich, müde, wie ich war, bald zur Ruhe nieder.

Zwei Stunden oder so mochte ich geschlafen haben, als ich aus einem schweren Traume heraus erwachte und, noch halb im Taumel, ohne mich zu regen, durch die halbgeöffneten Lider blinzelte.

Um's offene Herdfeuer herum saßen beim Stationswächter drei Männer, die, während ich schlief, hereingekommen sein mußten. Zwei von diesen kannte ich; der eine, er hieß Mourke, war mit mir im „Dolphin“ nach Vandiemensland gekommen, aber, kaum überwiesen, entwichen und ein in den Ansiedlungen gefürchteter Buschranger geworden. Der andere, Clifford, war jener Sträfling, der Donovan bei dem Ueberfall der Eingeborenen im Stich gelassen hatte.

„Nicht so laut, Kamerad,“ hörte ich den Stationswächter den eben redenden Mourke unterbrechen. „'s ist da ein Mann von Gibsons hier, hat sich im Walde verirrt, liegt in dem dunklen Winkel dort hinten.“

„Warum hast du das nicht gleich gesagt,“ zischte Mourke mit einem Fluche durch die Zähne.

„Hatte den ganz vergessen; macht auch nichts; der ist hundsmüde und schläft bombenfest.“

Die andern ließen sich durch diese Versicherung

nicht beruhigen. Clifford nahm die in einer leeren Flasche steckende Talgkerze, trat an mein Lager und leuchtete mir ins Gesicht. Ich zuckte mit keiner Wimper und atmete ruhig weiter. „Hölle und Teufel, 's ist Fischer!“ hörte ich ihn murmeln, als er zu seinen Genossen zurückging.

Der Fall wurde zwischen ihnen hin und her besprochen, bis schließlich der Stationswächter fragte: „Wär's nicht am einfachsten, wir zögen ihn ins Vertrauen? Dünkt mich, er sollte gerne mitmachen, wenn's dem Seymour an den Kragen geht.“

„Ach was,“ erwiderte Mourke, „'s beste wäre, ihn stumm zu machen, und hol mich der Satan, dran glauben muß er, hat er was gehört. — Will mal sehen, ob er wirklich schläft. Gebt mir das Licht.“

Eine Weile hielt er mir's vor die Augen. Als ich mich nicht rührte, zog er eine Pistole aus dem Gurt, setzte mir die Mündung dicht vor die Schläfe und spannte den Hahn. „Mag er zur Hölle fahren, Tote schwagen nicht!“ brummte er in den Bart.

Ich bewahrte auch in diesem kritischen Moment meine Selbstbeherrschung. Daß sie mich trotzdem nicht getötet und damit aufs einfachste alle Bedenken beseitigt haben, ist mir heute noch unverständlich.

Die Verhandlungen zwischen ihnen kamen wieder in Gang und wurden, je mehr die Gemüter sich erregten, immer lauter geführt. Mich schien man gänzlich vergessen zu haben. Ich lag stille und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit.

Mangana sollte noch in dieser Nacht überfallen werden. Der Durst nach Rache mehr noch als Raublust gab den Ansporn; Seymour wurde von den meisten Deportierten, die je mit ihm in Verührung gekommen,

glühend gehaßt. Die in Mangana stationierten waren, mit



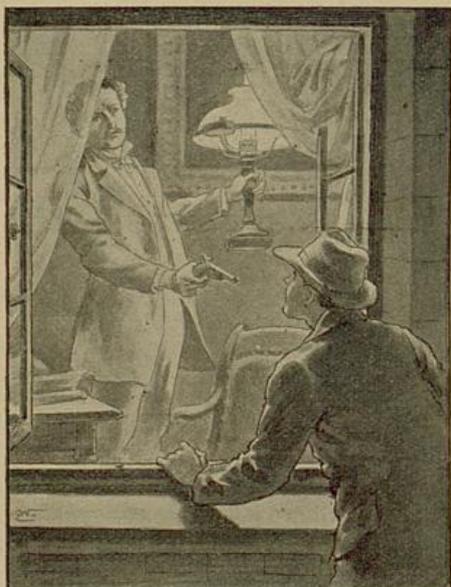
„Mag er zur Hölle fahren, Tote schwagen nicht!“ brummte er in den Bart.

Ausnahme von dreien, die genannt wurden, eingeweiht und bereit, sich zu beteiligen. Der einzige freie Angestellte weilte in Geschäften in Hobarttown. Eine Stunde nach Mitternacht sollte der Schlag geführt werden.

Mir wirbelte es im Kopfe, aber ein Gedanke blieb obenauf: Der Plan mußte durchkreuzt, Seymour gewarnt werden.

Nachdem alles besprochen war, warfen sich die drei Buschranger auf leere Britschen, wickelten sich in ihre Decken und schnarchten bald um die Wette; der Stationswächter, dem direkte Teilnahme an der Sache nicht zugewiesen war, sollte rechtzeitig wecken.

Einen Augenblick dachte ich daran, mit diesem Menschen zu unterhandeln, ließ aber die eigentlich verrückte Idee fallen, als ich sah, daß der Kerl der Schnapsflasche fleißig zusprach, zu nicken anfing, mit dem Rücken gegen die Wand sich lehnte und in das Schnarchkonzert einstimmte. Leise richtete ich mich auf, zog die Stiefel ab, nahm sie untern Arm und schlich behutjam ins Freie. Hinter der Baracke zog ich die Stiefel wieder an und machte mich auf die Suche nach meinem Pferde. Ich fand's, kaum hundert Schritte weg unter einem Gummibaum und schwang mich auf den bloßen Rücken; den Sattel hatte ich,



Er nahm die Lampe in die linke Hand und kam, mit der rechten die Pistole im Anschlag haltend, ans Fenster.

Geräusch zu vermeiden, auf der Britsche liegen lassen. Es mochte gegen zehn Uhr sein, in zwei Stunden erst würde die Bande aufbrechen.

Von der Station nach Mangana führte ein Saumpfad, auf dem ritt ich, sobald ich mich für gesichert halten konnte, im Galopp dem Ziele zu. Nach einer guten halben Stunde vernahm ich das Rauschen des Huonflusses, der Wald hörte auf, auf der andern Seite des Tales kam die vom Monde beschienene Ansiedlung in Sicht. Ueber eine mir bekannte Furt kreuzte ich den Fluß und hielt ein paar Minuten später an der Gartenhecke. Mein gut dressiertes Pferd ließ ich laufen; ich wußte, daß es dort herum, wo ich's gelassen, auf mich warten würde.

Alles war still und finster im Hause, nur eines der oberen Fenster noch erleuchtet. Ich sprang über

die niedrige Hecke, lief durch den Garten und kletterte an einem Posten auf das Dach der Veranda. Das erleuchtete Fenster stand offen, die Vorhänge waren nicht gezogen; im Zimmer saß Seymour schreibend am Tische. Ich kauerte nieder und rief leise seinen Namen. Er hörte nicht. Ich richtete mich auf und lehnte mit dem Oberkörper gegen die Brüstung, aber noch ehe ich den Mund aufthat, schaute Seymour auf und sah mich. Im Nu hatte er die neben seinem rechten Arm liegende Pistole ergriffen und die Mündung auf mich gerichtet.

„Halt, Mister Seymour!“ flüsterte ich. „Machen Sie keinen Lärm, ich muß Sie sprechen. Darf ich ins Zimmer kommen?“

„Nicht, solange ich's verhindern kann. — Rühr dich nicht, oder ich schieße!“

„Ich bin unbewaffnet und komme, Sie vor drohender Gefahr zu warnen. Kennen Sie mich nicht mehr, Mister Seymour?“

Er nahm die Lampe in die linke Hand und kam, mit der rechten die Pistole im Anschlag haltend, ans Fenster.

„Du bist's?“ rief er. — „Du kannst in keiner guten Absicht hier sein.“

„Doch, doch! — Sie dürfen mir trauen. — Lassen Sie mich ein; wir könnten beobachtet werden.“

Nach kurzem Zaudern winkte er mich zu sich.

Ich schwang mich ins Zimmer und berichtete, was ich in der Baracke von Murdoch-Greef vernommen.

„Ich will dir vertrauen,“ erklärte Seymour, der mir, solange ich sprach, scharf ins Gesicht geschaut hatte. „Zählen kann ich nur auf Donald und Buckley und auf Anny, die Jungfer meiner Frau. Anny ist ein resolutes Frauenzimmer, sie könnte sich brauchbar erweisen. Meine Frau ist seit gestern in Hobarttown.“

Ein „Gott sei Dank!“ drängte sich über meine Lippen.

„Die drei werde ich wecken,“ fuhr Seymour fort; „sie schlafen hier im Hause, die andern drüben im Schuppen. Den Buschrangern allein könnten wir offen die Stirn bieten, aber wenn mit Verrat im eigenen Lager gerechnet werden muß, bleibt nichts anderes übrig, als hier oben im mittleren Frontzimmer uns zu verbarrikadieren und kämpfend auszuhalten, bis vielleicht nach Sonnenaufgang, durch das Schießen alarmiert, Hilfe aus der Nachbarschaft kommt.“

„Aber warum nicht die Polizeitruppe vom Bezirksort holen? 's ist ja nur eine Meile bis dorthin, und in zwei Stunden kann Hauptmann Davis mit seiner Mannschaft hier sein.“

„Wer soll ihn benachrichtigen? Die Schufte da drüben werden wohl aufpassen.“

„Ich will's versuchen. Man hat mich nicht kommen sehen, vielleicht kann ich unbemerkt wieder abreiten, wenn ich, durch den Wald einen Bogen machend, die Strafe erst in guter Entfernung nehme.“

„Wenn du glaubst, es könnte glücken, dann versuch's in Gottes Namen. — Aber halt, erst nimm einen

Schluck zur Stärkung.“ Er schenkte dunkelroten Wein in einen großen Becher.

Nachdem ich getrunken, ergriff er meine Hand und schaute mir mit einem Blicke in die Augen, der bis in die tiefsten Tiefen meiner Seele drang.

Ich schlüpfte durchs Fenster, kroch übers Dach der Veranda, glitt an dem Pfosten zur Erde, schlich durch den Garten, übersprang die Hecke und fand mein Pferd, wo ich's gelassen.

Eine Stunde später ritt ich, einen frischen Gaul zwischen den Schenkeln, neben Hauptmann Davis an der Spitze von einem Duzend seiner Leute wieder Mangana zu. Auf halbem Wege sprengte ich voraus, den Bedrängten das Anrücken der Truppe zu verkünden.

Als ich mich der Ansiedlung näherte, hörte ich schießen, und um die letzte Waldspitze biegend, sah ich, daß das Erdgeschöß des Hauses erleuchtet, also von den Angreifern besetzt war. Oben war's finster, nur aus einem Fenster drang Lichtschein; dort mußte Seymour mit seinen Getreuen sein. Dieses Fenster lag an der Hinterseite des Gebäudes, die keine Veranda hatte. Ich sprang aus dem Sattel, lief durch den Garten und kletterte an der Regentraufe aufwärts, bis ich auf dem Fenstersims Fuß fassen konnte. Die Läden waren geschlossen, aber durch einen Spalt konnte ich das Zimmer überblicken.

Die Tür war durch eine angeschobene Kommode verstärkt, in die Holzwand nach der Treppe zu waren ein paar Schießscharten gesägt, die Gewehre aber weggestellt. Donald und Buckley standen bei der Türe, jeder ein Beil in der Faust, Anny kauerte in einem Winkel; Seymour hatte sich hinter dem in der Mitte stehenden Tische postiert, auf dem zwei Pistolen lagen.

Ich pochte, gab mich zu erkennen und wurde eingelassen. „Sie kommen!“ rief ich. „In zehn Minuten werden sie hier sein!“

„'s ist hohe Zeit,“ erwiderte Seymour. „Mit den wenigen Patronen sind wir fertig.“ Er reichte mir die eine Pistole. „Das ist der letzte Schuß, mach keinen Gebrauch davon, bis die Halunken eindringen. — Sage mir, Fischer,“ fragte er auf einmal, „warum bist du gekommen, mich zu warnen? Ich hab's nicht um dich verdient.“

„Lassen wir die Vergangenheit ruhen, Mister Seymour,“ antwortete ich. „Alles ist vergessen bis auf den Blick, mit dem Sie mir vor zwei Stunden ins Auge geschaut.“

Er faßte meine Hand, und ich verspürte einen festen Druck, als er mit bewegter Stimme murmelte: „Vergib mir!“ Ich erwiderte den Druck, wir verstanden uns ohne weitere Worte.

Vom Walde her hallte ein Hurra; die Hilfe war nahe; aber jetzt gab auch die Türe dem Ansturm der Feinde nach, krachend brach sie zusammen und herein stürzte Kourke mit hochgeschwungenem Messer auf Seymour los. Donald und Buckley wurden von dem bärenstarken Buschranger rechts und links geschleudert wie Puppen; ich schoß, aber die Kugel

streifte nur seine Backe und ein schwerer Faustschlag streckte mich besinnungslos nieder.

Als ich wieder zu mir kam, sah ich den Mann, den ich einst so glühend gehaßt, in seinem Blute schwimmen, Kourke lag erschossen bei der Kommode, drei andere Kerle standen gefesselt und bewacht auf dem Gange draußen. Davis kniete neben dem zu Tode getroffenen Freunde, vergeblich bemüht, den



Herein stürzte Kourke mit hochgeschwungenem Messer.

aus klaffender Wunde enteildenden Lebensstrom aufzuhalten.

Ich stand an der anderen Seite des Sterbenden; der letzte Blick der brechenden Augen war auf mich gerichtet; die letzten Worte galten mir: „Davis — gedenke — du — seiner. — Ich — kann —“
Drei Monate später wurde ich begnadigt.

Auf und ab.

Zahlreiche Leute, besonders solche, die „Mangel an Ueberfluß“ haben, sind von dem Wahne befangen, daß die Besserstuitierten, die Vermöglichen, eigentlich den Himmel schon auf dieser Welt haben. Sie könnten essen und trinken, Herz was begehrt du, und seien aller Sorgen los und ledig.

Daß diese Annahme eine irrige ist, davon kann sich jeder überzeugen, sofern er nur ungetrübten, vorurteilslosen, unparteiischen Blickes ins Getriebe der Welt hineinschauen will. Die Menschen alle, mögen sie nun in der Hütte oder im Palast geboren worden sein, mögen sie auf den Sonnenhöhen des Lebens oder auf steinigten, rauhen Pfaden wandeln, bekommen ihr Teil Mühsal und Arbeit, und von Kummer und Sorgen bleiben selbst die Fürsten nicht verschont, und sind es auch nicht gerade Nahrungsorgen, Sorgen sind es eben doch, die auch ihnen zu schaffen machen, ja, man kann sagen, daß, je höher einer steht, um so mehr ist er geplagt, und nicht nur die Erwerbung